

Insel

Das Kalte Herz

und andere Texte der Romantik
Ausgewählt und interpretiert
von Manfred Frank

Einer Zeit, die sich vieles »zu Herzen nahm« und darum ständig vom »Herzen« sprach, war wohl bewußt, was das heißt: »ein Herz aus Stein in der Brust tragen«. Uns ist der Ausdruck immer noch verständlich. Aber kann man leugnen, daß er den Geruch des Antiquierten, des Frömmelerischen, zumindest des Gezierten angenommen hat?

Allmählich muß das Selbstverständliche unselbstverständlich geworden sein. Wie geschah das? Offenbar im Verlauf einer Geschichte, von der die zünftigen Historiker wenig wissen, desto mehr aber die Dichter als die Historiographen der Schicksale der ›Seele‹. Der Zeitpunkt ist fast genau datierbar: Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert beginnen verschiedene Schriftsteller, die man dem Epochenbegriff der ›Romantik‹ zuordnet, auf jeweils ganz verschiedene Weise damit, uns eine Geschichte zu erzählen, die gleichwohl immer das eine Thema hat: den Tod des alten christlich-abendländischen Herzens; seine Erstarrung; seine Entwertung; seine Ersetzung durch das unorganische Ding oder die Maschine. Eine große Rolle spielt das Geld. Es ist nicht nur der allgegenwärtige Mittler der Herz-Stein-Tauschoperationen, von denen berichtet wird. Sein gleichsam autonomes Wachstum scheint die Produktivkraft des lebendigen Herzens in dem Maße zu beerben, wie das Herz selbst die kontrakte Metallnatur der Münze annimmt. Ähnlich ergeht es dem menschlichen Auge, welches seit alters als das Einfallstor der Seele gilt: durch das mechanische Artefakt eines »Perspektivs« ersetzt, wird es blind für das Beseelte und entdeckt seine Faszination für das Seelenlose, für Automat, Maschine und den Glanz des Geldkristalls.

In seinem beschließenden Essay rekonstruiert Manfred Frank den sozialgeschichtlichen und ästhetischen Kontext dieser Wandlung und ihre Auswirkung auf Geschichte und Literatur der Gegenwart. Es zeigt sich, daß die Metapher von der Herzensversteinigung ebensooft wie in den Erzählungen der Dichter auch in den Texten der zeitgenössischen Ökonomen – als Symbol der Effekte von Industrialisierung und Kapitalisierung der Lebenswelt – auftaucht. Von den französischen Symbolisten und ihren deutschen Nachfolgern ist sie wiederholt verwandt worden, um die Verselbständigung der poetischen Sprache, die Erstarrung des Sinns im Ausdruck, die Autonomisierung der dichterischen Rede gegenüber dem Subjekt wie dem Gegenstand dieser Rede zu symbolisieren.

insel taschenbuch 330

Das kalte Herz

Texte der Romantik





**DAS
KALTE
HERZ**

Texte der Romantik

Ausgewählt
und interpretiert
von Manfred Frank

Insel Verlag

6. Auflage 2016

Erste Auflage 1978
insel taschenbuch 330

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1996
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-32030-2

INHALT

Vorwort	9
LUDWIG TIECK · Der Runenberg	17
GOTTHILF HEINRICH SCHUBERT · Der Bergmann von Falun	44
ACHIM VON ARNIM · Des ersten Bergmanns ewige Jugend	46
E. T. A. HOFFMANN · Die Bergwerke zu Falun	53
RICHARD WAGNER · Die Bergwerke zu Falun	88
RICHARD WAGNER · Der Raub des Rheingoldes	102
WILHELM HAUFF · Das kalte Herz	123
E. T. A. HOFFMANN · Der Sandmann	174
HANS CHRISTIAN ANDERSEN · Die Schneekönigin	217
NATHANIEL HAWTHORNE · Ethan Brand	233
MANFRED FRANK · Steinherz und Geldseele. Ein Symbol im Kontext	257
Anhang	401
Quellenverzeichnis	418

Für Susanne, die liebe Grille

VORWORT

Es war eine Zeit, die sich vieles »zu Herzen« nahm und darum viel vom »Herzen« redete. Wer so zu sprechen gelernt hatte, wußte ganz gut, was das heißt: »ein Herz aus Stein in der Brust tragen«.

Uns ist der Ausdruck immer noch verständlich. Aber kann man leugnen, daß er den Geruch des Altfränkischen, des Frömmlicherischen, zumindest des Gezierten angenommen hat? Allmählich ist das Selbstverständliche unselbstverständlich geworden. Wie mag das geschehen sein?

Am Anfang steht die Erfahrung einer tiefgreifenden Veränderung. Nun suchen wir ihre Geschichte. Denn man kann »nicht leben mit einer Erfahrung, die ohne Geschichte bleibt, scheint es«, schreibt Max Frisch in dem 1964 erschienenen Roman *Mein Name sei Gantenbein*.

Unser eigenes Leben reicht freilich nicht aus, den Zeitraum zu ergründen, in dem diese Geschichte begonnen hat. Müssen wir also die Historiker befragen? Das wäre vergeblich: sie haben alle Hände voll mit der Erforschung der »objektiven« Ereignisse zu tun. Eher ist zu vermuten, daß die Dichter etwas wissen: sie sind von jeher die Historiographen der Schicksale der Seele gewesen. In der geschichtswissenschaftlichen Arbeitsteilung liegt das Studium des »subjektiven Faktors« weitgehend bei ihnen, und ihre Texte sind unsere einzigen Quellen.

Geben sie Antwort auf unsere Frage?

Tatsächlich kann man beobachten, daß um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert verschiedene Schriftsteller, die man dem Epochenbegriff der Romantik zuordnet, auf jeweils ganz verschiedene Weise damit beginnen, uns eine Geschichte zu erzählen. Sie hat immer das eine Thema: den Tod des christlich-abendländischen Herzens; seine Erstar-

rung; seine Erblindung; seine Entwertung, seine Ersetzung durch das anorganische Ding oder die Maschine.

Ich möchte einige dieser Texte im folgenden vorstellen. Sie sind nicht alle unbekannt. Doch jeder Leser weiß, wie sehr das Verständnis mit dem Gesichtspunkt sich wandelt, unter dem die Lektüre geschieht; und auch mit dem Kontext, in dem eine Erzählung gelesen wird. Ein jeder Text interpretiert durch seine Nachbarschaft alle anderen. Da es eine Geschichte ist, deren Anfänge wir rekonstruieren wollen, ist auch die Chronologie nicht gleichgültig: mit zwei (thematisch begründeten) Ausnahmen ist sie in diesem Bändchen eingehalten worden. Auf diese Weise kann man auch die Echos und Resonanzen früherer Texte in späteren aufzuspüren versuchen. Denn sie stehen alle in einer wirkungsgeschichtlichen Einheit: jeder spinnt auf seine Weise den Faden fort, den der Vorgänger ihm in die Hand gab. Die Auswahl macht das sichtbar, denn sie befreit die Tradition des *Kalten Herzens* aus dem Gestrüpp verschlungener Einflüsse und Ablenkungen, denen ich im Essay am Schluß des Bandes nachgegangen bin.

Der Titel der ganzen Sammlung ist Wilhelm Hauff, dem schwäbischen Theologen und Literaten (1802-1827), entborgt. Sein Märchen *Das kalte Herz* erschien erstmals nach des Dichters Tod, nämlich in der Rahmenerzählung *Das Wirtshaus im Spessart*, dem *Märchen-Almanach auf das Jahr 1828*, der Hauffs Ruhm mehr als seine übrigen Dichtungen begründet hat. Als spannende Einlage in einer wenigstens ebenso spannenden Räuber-Story war dies Märchen, das übrigens – trotz seiner sagenähnlichen Züge – aus Hauffs eigener Phantasie entsprungen ist, von jeher beliebt. Doch tritt die Tradition, in der es steht, viel deutlicher hervor, wenn man es seinem ursprünglichen Zusammenhang entfremdet und einer anderen Anthologie einverleibt, wie es in diesem Band versucht wurde.

Mit der Geschichte eines merkwürdigen Handels, in welchem das warme Herz als Tauschgut gegen einen Marmelstein veräußert wird, ist nämlich ein Thema angeschlagen, das die Literatur einer ganzen Epoche begleitet. Im *Galgenmännlein* (1810) des Friedrich de la Motte Fouqué z. B. wird die Geschichte eines schwarzen Flaschenteufelchens erzählt, das seinem jeweiligen Besitzer um den Preis seiner Seele »unermeßlich vieles Geld« verschafft. Und in Adelbert von Chamisso's *Peter Schlemihl* (1814) verkauft der Titelheld dem Mann im grauen Rock gegen Fortunati Goldsäckel seinen Schatten. Es ist eine Vorleistung auf den Verkauf seiner Seele und erwirbt ihm den immerwährenden »Tod im Herzen«. Zahlreich sind die Bearbeitungen und Varianten dieses Vorwurfs bis hin zu Wagners *Ring*-Dichtung (1852), in welcher die verfluchte Liebe als »maßlose Macht« über Geld wiederaufsteht.

Zu den eigenartigsten Texten dieser Tradition gehört E. T. A. Hoffmanns, des Berliner Kammergerichtsrats, Dichters, Malers und Musikers (1776-1822), schauerliches »Nachtstück« *Der Sandmann*. Es ist buchstäblich ein Nachtstück (d. h. ein *Nachtgemälde*), denn sein Schöpfer scheint es im Rausch einer Nacht des Novembers 1815 niedergeschrieben oder doch unter den Händen gehabt zu haben. Gedruckt (und umgearbeitet) erschien es zuerst 1817 in der Berliner Realschulbuchhandlung als eines unter anderen »Nachtstücken«. Auch darin tritt ein unheimlicher Händler auf, der es weniger aufs Herz als auf die Augen seines Käufers abgesehen hat. Er verkauft dem Studenten Nathanael ein Taschenperspektiv mit wundersamen Eigenschaften. Gleichwohl hat der Käufer das unabweisliche Gefühl, das Glas »viel zu teuer bezahlt« zu haben. Hat am Ende der Blick etwas mit der Seele zu tun? Darüber finden wir bestimmtere Auskunft in anderen Texten. Am Anfang steht Ludwig Tiecks Märchennovelle *Der Runenberg* aus dem

Jahre 1802, erstmals veröffentlicht im *Taschenbuch für Kunst und Laune* (1804) und dann dem ersten Teil des *Phantasmus* (1812) einverleibt, einer Sammlung von dialogisch umrahmten Märchen, Dramen und Gedichten in der Tradition des *Decamerone* und der Calderonschen *Gartenwochen*. – Es ist die Geschichte einer vom Unterreich, von der Welt der strahlenden Kristalle und Metalle ausgehenden »Entzückung«, deren Ruf zuerst ans Auge ergeht, um bald sich dem Herzen mitzuteilen. Henrik Steffens, der aus Skandinavien gebürtige romantische Naturphilosoph, erinnert sich, Tieck, dem 1773 in Berlin geborenen und 1853 daselbst gestorbenen »König der Romantik«, von einem Gesteinsfund erzählt zu haben, der sein Gemüt tief bewegt hatte. Bei seinen Streifzügen durch die norwegischen Gebirge sei er auf herrlichen zirkonhaltigen labradorischen Sienit gestoßen: Ein Künstler, der die römischen Schätze aufsucht, »kann nicht heftiger ergriffen sein, als ich es war. Die Tränen stürzten mir aus den Augen; es war mir, als wenn das Innerste der Erde seine geheimnisvollste Werkstatt mir eröffnet hätte; als wäre die fruchtbare Erde, mit ihren Blumen und Wäldern, eine zwar anmutige, aber leichte Decke, die unergründliche Schätze verbarg, als wäre sie hier zurückgezogen, abgestreift, um mich in die wunderbare Tiefe hinabzuziehen, die sich eröffnete. Der Eindruck war ein durchaus phantastischer, und es mag eine lebhaftere Darstellung von diesem Eindrucke gewesen sein, welche Tieck veranlaßte, seine Novelle, den Runenberg, zu schreiben, in welcher ein Mensch vorkommt, der, durch eine geheime Sehnsucht nach den verschlossenen Geheimnissen der wilden Gebirge getrieben, die fruchtbare Ebene verläßt und, dämonisch verlockt, wahnsinnig wähnt, große Schätze entdeckt zu haben, indem er mühsam einen Sack mit wertlosen Steinen schleppt. Tieck hat gestanden, bei dieser Novelle an mich gedacht zu haben.«

Auch unmittelbar ist die Naturphilosophie in unserer Auswahl vertreten; durch Gotthilf Heinrich Schuberts, des vormals hochberühmten Naturphilosophen und Psychologen, Bericht vom *Bergmann von Falun*. Schubert, der von 1780-1860 lebte, Schelling eng verbunden und von Hoffmann sehr geschätzt, hatte 1808 in seinen *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft* die knappe Notiz über einen der »merkwürdigsten Fälle von sogenannten Menschenversteinerungen« veröffentlicht. Der Bericht stützt sich auf eine 90 Jahre ältere dänische Quelle, die bald nach ihrer ersten Publikation in einem schwedischen Werk wissenschaftlich bestätigt wurde. Der Einfluß dieser keineswegs literarischen Kunde auf die Dichtung der Zeit war ungeheuer. Kaum ein Jahr später schon hatte Achim von Arnim (1781-1831), der Freund Brentanos und mit ihm Herausgeber der altdeutschen Liedersammlung *Des Knaben Wunderhorn*, das Motiv vom mineralisierten Bergmann in einer Romanze bearbeitet (*Des ersten Bergmanns ewige Jugend*) und als eine der vielen Einlagen in seinem weitschweifigen Roman *Armuth, Reichthum, Schuld und Sühne der Gräfin Dolores* untergebracht, dessen beide Bände zur Ostermesse 1810 in der Berliner Realschulbuchhandlung erschienen. Die Romanze hat keinen Bezug zur Romanhandlung und gehört sicher nicht zu den Glanzlichtern der Arnimschen Muse. Doch durfte er, der Tiecks *Runenberg* des heimlichen Diebstahls an Otmars *Volkssagen* (von 1800) beschuldigte, mit Recht für sich in Anspruch nehmen, das Motiv der Bergkönigin aus Tiecks Märchennovelle mit dem Bericht Schuberts zu einer Erzähleinheit verschmolzen und so die Urform der zahlreichen, von Joh. Peter Hebel (1810) und Friedrich Kind (1810) über E. T. A. Hoffmann (1818/9), Fr. Rückert (1829), Richard Wagner (1842), die französischen Symbolisten und viele andere bis hin zu Hofmannsthal (1899; Erstdruck 1932) tradierten Variationen der *Bergwerke*

zu *Falun* gestiftet zu haben. Ich habe Hoffmanns Erzählung, die 1819 im 1. Band der *Serapions-Brüder* im Verlag des Buchhändlers Georg Reimer erschien, in die Sammlung aufgenommen, da sie sich dem Thema des Bändchens am besten bequemt. Richard Wagners (leider unausgeführter) Opernentwurf hält sich in den meisten Teilen eng an Hoffmanns Vorlage. Doch glaubte ich, um einiger Merkwürdigkeiten willen auch seinen Text aufnehmen zu sollen, zumal Wagner das tragende Motiv des Märchens, die Verblendung und Zerstörung der Seele durch den Glanz des unterirdischen Minerals, in seiner *Ring*-Dichtung wieder aufgegriffen hat. Deren vollendete Ausführung in diesem Bändchen abzudrucken, wäre aus Raumgründen unmöglich gewesen. Da ich sie für ein Hauptdokument der poetischen Herzens-Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert halte, durfte sie dennoch nicht ganz fehlen: Ich habe mich darum entschieden, den wenig bekannten Prosa-Entwurf zum Vorspiel der Trilogie, den *Raub des Rheingoldes*, aufzunehmen. Wagner hat ihn im Frühjahr 1852 niedergeschrieben und wenig später in Verse gebracht, die manches näher ausführen, manchen bedeutsamen Zug aber auch unterdrücken (zugunsten der musikalischen Ausdrucksmittel). Als Prosa-Text liest sich der Entwurf wie eine Geschichte und gewiß besser als die Vers-Fassung.

Die *Schneekönigin* (im Original *Snedronningen*) ist eines der bekanntesten und sozusagen programmatischsten Märchen des dänischen Dichters Hans Christian Andersen (1805–1875). Es erschien zuerst im Jahre 1845, in einem der seit 1835 in elf Heften publizierten *Eventyr, fortalte for børn* und bedarf einer editorischen Empfehlung gewiß nicht. Eher wird man wissen wollen, warum die Erzählung – im Mittelteil kräftig gekürzt – in unserer Sammlung einmal wieder auftaucht. Doch gilt für sie wie für Hauffs Märchen vom kalten Herzen, daß der veränderte Kontext und die

Einheit eines bestimmten Gesichtspunktes zu einer neuen Lektüreerfahrung anregen möchten; und jedes wirkliche Verständnis ist ja ursprünglich und neu, selbst wenn es an Altbekanntem sich entzündet.

Weniger bekannt – zumal im deutschsprachigen Raum – ist ohne Zweifel der Beitrag des Amerikaners Nathaniel Hawthorne (1804-1864), der mit Edgar Allan Poe und Herman Melville zu den großen Repräsentanten der Erzählkunst der Neuen Welt im 19. Jahrhundert gehört. Die Geschichte, die wir hier abdrucken, erschien zuerst im *Boston Weekly Museum* II (vom 5. Jan. 1850) unter dem Titel *The Unpardonable Sin. From an Unpublished Work* und wurde dann 1851 mit dem neuen Titel *Ethan Brand. A Chapter from an Abortive Romance* in Hawthornes Novellensammlung *The Snow Image* aufgenommen. Tagebuchaufzeichnungen von 1844 zeigen, daß die im puritanischen Milieu Neuenglands genährte Phantasie des Autors viele Jahre mit den Themen der Unvergeblichen Sünde und des kalten wissenschaftlichen Blicks umgegangen ist. Auch scheint der Untertitel »Ein Kapitel aus einem aufgegebenen Roman« nicht fiktiv zu sein: es begegnet in dem Fragment u. a. der Hinweis auf eine nirgends auftretende Person, die als »die Esther unserer Erzählung« vorgestellt wird. Obwohl gerade *Ethan Brand* Reflexe der deutschen romantischen Tradition auffängt, ist seine Antwort auf die Frage nach den Ursachen der modernen Herzensversteinerung doch eigenwillig und originell. Sie sollte in dieser Sammlung nicht fehlen.

Dem Maßstab erschöpfender Repräsentation kann und will dies Bändchen ohnehin nicht genügen. Es fehlen, um die auffälligsten Lücken zu benennen, der *Peter Schlemihl* (der im Insel Taschenbuch) und der integrale Text des *Ring des Nibelungen* (der bei Reclam preiswert zu bekommen ist). Die zahlreichen romantischen Bearbeitungen des Themas

vom Marmorherzen und von der um Geld verkauften Seele haben – aufs ganze gesehen – nur literaturgeschichtliches Interesse. Und hier soll der Spaß an lebendiger Lektüre auf seine Kosten kommen.

Wer freilich in deren Verlauf den Wunsch nach tieferem Eindringen und breiterer Orientierung verspürt, dem werden im abschließenden Essay Überblicke über das Fehlende und Verständnishilfen angeboten. Dort geht es noch einmal und ausdrücklich um die Frage nach den Motiven der Herzenserkaltung in den Texten der romantischen und der nachromantischen Dichter, natürlich am Leitfaden der hier abgedruckten Beispiele. Es zeigt sich rasch, daß man ohne einen Blick auf den sozialgeschichtlichen (und ästhetischen) Kontext nicht auskommt: am Ende ist die Geschichte vom kalten Herzen doch eine Sache, die die Historiker und Gesellschaftswissenschaftler interessieren sollte . . .

Doch stehen, wie gesagt, im Zentrum die romantischen Erzählungen selbst. Und mithin die Unwägbarkeiten und Abenteuer einer Lektüre.

LUDWIG TIECK
DER RUNENBERG

Ein junger Jäger saß im innersten Gebirge nachdenkend bei einem Vogelherde, indem das Rauschen der Gewässer und des Waldes in der Einsamkeit tönte. Er bedachte sein Schicksal, wie er so jung sei, und Vater und Mutter, die wohlbekannte Heimat, und alle Befreundeten seines Dorfes verlassen hatte, um eine fremde Umgebung zu suchen, um sich aus dem Kreise der wiederkehrenden Gewöhnlichkeit zu entfernen, und er blickte mit einer Art von Verwunderung auf, daß er sich nun in diesem Tale, in dieser Beschäftigung wiederfand. Große Wolken zogen durch den Himmel und verloren sich hinter den Bergen, Vögel sangen aus den Gebüsch und ein Widerschall antwortete ihnen. Er stieg langsam den Berg hinunter, und setzte sich an den Rand eines Baches nieder, der über vorragendes Gestein schäumend murmelte. Er hörte auf die wechselnde Melodie des Wassers, und es schien, als wenn ihm die Wogen in unverständlichen Worten tausend Dinge sagten, die ihm so wichtig waren, und er mußte sich innig betrüben, daß er ihre Reden nicht verstehen konnte. Wieder sah er dann umher und ihm dünkte, er sei froh und glücklich; so faßte er wieder neuen Mut und sang mit lauter Stimme einen Jägergesang.

»Froh und lustig zwischen Steinen
Geht der Jüngling auf die Jagd,
Seine Beute muß erscheinen
In den grünlebdgen Hainen,
Sucht' er auch bis in die Nacht.

Seine treuen Hunde bellen
Durch die schöne Einsamkeit,

Durch den Wald die Hörner gellen,
Daß die Herzen mutig schwellen:
O du schöne Jägerzeit!

Seine Heimat sind die Klüfte,
Alle Bäume grüßen ihn,
Rauschen strenge Herbsteslüfte
Find't er Hirsch und Reh, die Schlüfte
Muß er jauchzend dann durchziehn.

Laß dem Landmann seine Mühen
Und dem Schiffer nur sein Meer,
Keiner sieht in Morgens Frühen
So Auroras Augen glühen,
Hängt der Tau am Grase schwer,

Als wer Jagd, Wild, Wälder kennet
Und Diana lacht ihn an,
Einst das schönste Bild entbrennet,
Die er seine Liebste nennet:
O beglückter Jägersmann!«

Während dieses Gesanges war die Sonne tiefer gesunken und breite Schatten fielen durch das enge Tal. Eine kühlende Dämmerung schlich über den Boden weg, und nur noch die Wipfel der Bäume, wie die runden Bergspitzen waren vom Schein des Abends vergoldet. Christians Gemüt ward immer trübseliger, er mochte nicht nach seinem Vogelherde zurückkehren, und dennoch mochte er nicht bleiben; es dünkte ihm so einsam und er sehnte sich nach Menschen. Jetzt wünschte er sich die alten Bücher, die er sonst bei seinem Vater gesehn, und die er niemals lesen mögen, sooft ihn auch der Vater dazu angetrieben hatte; es fielen ihm die Szenen seiner Kindheit ein, die Spiele mit der

Jugend des Dorfes, seine Bekanntschaften unter den Kindern, die Schule, die ihm so drückend gewesen war, und er sehnte sich in alle diese Umgebungen zurück, die er freiwillig verlassen hatte, um sein Glück in unbekanntem Gegenden, in Bergen, unter fremden Menschen, in einer neuen Beschäftigung zu finden. Indem es finstret wurde, und der Bach lauter rauschte, und das Geflügel der Nacht seine irre Wanderung mit umschweifendem Fluge begann, saß er noch immer mißvergnügt und in sich versunken; er hätte weinen mögen, und er war durchaus unentschlossen, was er tun und vornehmen sollte. Gedankenlos zog er eine hervorragende Wurzel aus der Erde, und plötzlich hörte er erschreckend ein dumpfes Winseln im Boden, das sich unterirdisch in klagenden Tönen fortzog, und erst in der Ferne wehmütig verscholl. Der Ton durchdrang sein innerstes Herz, er ergriff ihn, als wenn er unvermutet die Wunde berührt habe, an der der sterbende Leichnam der Natur in Schmerzen verscheiden wolle. Er sprang auf und wollte entfliehen, denn er hatte wohl ehemals von der seltsamen Alrunenwurzel gehört, die beim Ausreißen so herzdurchschneidende Klageklänge von sich gebe, daß der Mensch von ihrem Gewinsel wahnsinnig werden müsse. Indem er fortgehen wollte, stand ein fremder Mann hinter ihm, welcher ihn freundlich ansah und fragte, wohin er wolle. Christian hatte sich Gesellschaft gewünscht, und doch erschrak er von neuem vor dieser freundlichen Gegenwart. »Wohin so eilig?« fragte der Fremde noch einmal. Der junge Jäger suchte sich zu sammeln und erzählte, wie ihm plötzlich die Einsamkeit so schrecklich vorgekommen sei, daß er sich habe retten wollen, der Abend sei so dunkel, die grünen Schatten des Waldes so traurig, der Bach spreche in lauter Klagen, die Wolken des Himmels zögen seine Sehnsucht jenseit den Bergen hinüber. »Ihr seid noch jung«, sagte der Fremde, »und könnt wohl die Strenge der Einsamkeit noch

nicht ertragen, ich will Euch begleiten, denn Ihr findet doch kein Haus oder Dorf im Umkreis einer Meile, wir mögen unterwegs etwas sprechen und uns erzählen, so verliert Ihr die trüben Gedanken; in einer Stunde kommt der Mond hinter den Bergen hervor, sein Licht wird dann wohl auch Eure Seele lichter machen. «

Sie gingen fort, und der Fremde dünkte dem Jüngling bald ein alter Bekannter zu sein. »Wie seid Ihr in dieses Gebürge gekommen«, fragte jener, »Ihr seid hier, Eurer Sprache nach, nicht einheimisch.« – »Ach darüber«, sagte der Jüngling, »ließe sich viel sagen, und doch ist es wieder keiner Rede, keiner Erzählung wert; es hat mich wie mit fremder Gewalt aus dem Kreise meiner Eltern und Verwandten hinweggenommen, mein Geist war seiner selbst nicht mächtig; wie ein Vogel, der in einem Netz gefangen ist und sich vergeblich sträubt, so verstrickt war meine Seele in seltsamen Vorstellungen und Wünschen. Wir wohnten weit von hier in einer Ebene, in der man rund umher keinen Berg, kaum eine Anhöhe erblickte; wenige Bäume schmückten den grünen Plan, aber Wiesen, fruchtbare Kornfelder und Gärten zogen sich hin, so weit das Auge reichen konnte, ein großer Fluß glänzte wie ein mächtiger Geist an den Wiesen und Feldern vorbei. Mein Vater war Gärtner im Schloß und hatte vor, mich ebenfalls zu seiner Beschäftigung zu erziehen; er liebte die Pflanzen und Blumen über alles und konnte sich tagelang unermüdet mit ihrer Wartung und Pflege abgeben. Ja er ging so weit, daß er behauptete, er könne fast mit ihnen sprechen; er lerne von ihrem Wachstum und Gedeihen, so wie von der verschiedenen Gestalt und Farbe ihrer Blätter. Mir war die Gartenarbeit zuwider, um so mehr, als mein Vater mir zuredete, oder gar mit Drohungen mich zu zwingen versuchte. Ich wollte Fischer werden, und machte den Versuch, allein das Leben auf dem Wasser stand mir auch nicht an; ich wurde dann zu